

IV.

Liebe und Frauenhaß.

Eduard, ein junger Mann in Berlin, betrachtete die Fluth der Unfälle, die sich im Herbst des Jahres 1806 über Stadt und Land ergoß, als ganz unbedeutend gegen sein eigenes schreckliches Unglück, daß eben damals seine Geliebte von ihrem grämlichen Vormunde unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Er ging täglich einige Stunden lang vor dem Staatsgefängnisse der schönen Julie vorüber, und hoffte von Augenblick zu Augenblick, sie wenigstens an einem Fenster zu sehen; aber die festzugezogenen Vorhänge bewegten sich so wenig, als Mauern. Das ärgerte ihn unaussprechlich; doch war niemand daran Schuld, als er selbst. Herr Elias Wipper, der Vormund, hatte seine Mündel blos darum mit Beistand des gerichtlichen Armes der nachsichtigen Obhut einer Base entnommen und im tiefsten Hinterzimmer seines Hauses eingekerkert, damit aller Verkehr zwischen Eduard und dem Mädchen auf immer abgebrochen und zerstört werde.

Bei diesem strengen Verfahren hätte man glauben sollen, es müßte gegen den Liebhaber viel einzuwenden seyn: doch das war nicht der Fall. Der alte Reidhart wußte dem

wackern Zungen nichts Böses nachzusagen und kannte ihn nicht einmal von Person. Er wollte durch seine harten Maßregeln nichts anders bewirken, als daß sich die junge, blühende Gefangene entschließen sollte, mit ihm, einem gichtbrüchigen Greise, vor den Altar zu treten und ihn dadurch der Ausantwortung ihres beträchtlichen Vermögens, in welches er brünstig verliebt war, zu überheben.

Von dieser selbstischen Absicht stand freilich im Protokolle des Vormundschaftsamtes kein Wort. Da war niedergeschrieben: Herr Elias Wipper finde seine Mündel den größten Gefahren für ihre Tugend ausgesetzt, so lange sie sich in dem Hause einer hochbetagten Matrone aufhalte, die, mit Schwachheiten und Gebrechen beladen, zur Ehrenhüterin eines siebzehnjährigen lebhaften Mädchens wenig geschickt sey. Er trage deshalb, von seinem Gewissen gedrungen, darauf an: daß Julie gerichtlich bedeutet werde, künftig im Hause ihres Vormunds still und ehrbar zu wohnen und allem Umgange mit der Außenwelt zu entsagen.

Auf dieses Gesuch, das sehr billig und lobenswerth schien, erfolgte der erwünschte Bescheid, und der schlaue Gleisner, der seinen Eigennuz so künstlich mit dem glänzenden Mantel des Pflicht- und Tugendeyfers verdeckte, ward noch überdieß, als ein braver, gewissenhafter Mann, von tausend Zungen gepriesen. Nur die getrennten Liebenden, die sich im Hause der Base täglich ungehindert gesehen und gesprochen hatten, durchschauten und verwünschten ihn. Aber Julie mußte der gerichtlichen Anordnung gehorchen, und Eduard konnte nicht als ihr Verlobter öffentlich auftreten und sie in Schutz nehmen: denn, ohne Amt und Einkünfte, lebte er von den Wohlthaten eines begüterten Oheims, den er einst, wenn er sich klug aufführte, beerben sollte.

Es war aber, nach Oheim Rohrdommels Meinung, ein höchst unkluges Beginnen, wenn man sich verliebte. Er, ein erklärter Weiberfeind, behauptete: ein Mann, der glücklich leben wolle, müsse nicht heirathen, wenigstens nicht vor dem sechzigsten Jahre, damit ihn der Tod bald wieder aus den Folterbanden der Ehe befreie. Diesen Grundsatz predigte er seinem Neffen fast täglich, und der junge Mensch mußte, wenn er einen gnädigen und freigebigen Oheim behalten wollte, die Miene annehmen, als sey er mit ihm über diesen Punkt völlig einverstanden.

Herr Rohrdommel war ein kleines, eingedorrtes, aber überaus hitziges Männlein, das von Leuten, die einigen Genuß von ihm hatten, durchaus keinen Widerspruch litt. Wagten solche Vasallen seines Reichthums gegen ihn den bescheidensten Einwand, so strampelte er, wie besessen, mit Händen und Füßen, kollerte wie ein Truthahn, und sprang wohl gar, gleich einer wilden Katze, dem Gegner nach dem Gesichte. Uebrigens war er bieder und gut, liebte seinen Neffen ungemein, und wäre für ihn durch ein Feuer gelaufen. Nur in der gegenwärtigen Liebesache ließ sich von ihm weder Rath noch Beistand erwarten. Sie mußte im Gegentheil sorgfältig vor ihm verheimlicht werden, weil er sonst wahrscheinlich mit dem Vormunde, den er seit langer Zeit kannte, ein gefährliches Schuß- und Trußbündniß errichtet hätte.

So stand Eduard ganz verlassen, und es war ihm sogar alle Gelegenheit zu einem Briefwechsel mit Julien abgeschnitten. Des Vormunds Haus, das er allein bewohnte, glich einer unüberwindlichen Festung. Es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß die dreifach verschlossene und verriegelte Thür ein einziges Mal um ihre Angeln bewegt wurde. Klingelte jemand, so steckte ein alter,

verdrießlicher Aschenbrödel, der einem Drachen ähnlicher sah, als einem Menschen, seine Nase durch eine zollbreite Oeffnung, und begann mit dem, der einwandern wollte, ein haarscharfes Verhör. Bestand der Fremdling nicht, wie er sollte, so ward er mit Schimpf abgewiesen. In der Regel waren nur vortheilhafte Geldgeschäfte ein gültiger Paß, der Einlaß verschaffte. Einismals machte Eduard einen Versuch, ob ein Brief an Julien Eingang finden würde. Er schrieb, unter dem Namen einer ihrer Freundinnen, ein paar gleichgültige Zeilen und übergab sie einem Knaben zur Bestellung. Der Junge kam unverrichteter Sache zurück und klagte mit weinenden Augen: das Briefchen sey nicht angenommen worden, man habe ihm aber dennoch zum Botenlohn eine gewichtige Ohrfeige verabreicht.

Bei allen diesen ungünstigen Umständen mußte sich Eduard den Zügel der Geduld anlegen und sich auf die fruchtlosen Wanderungen in der Gegend der vormundschaftlichen Bastille beschränken.

Eines Tages war er eben dort auf den Beinen, als ein französisches Infanterie-Regiment in die Stadt einrückte. Die rauschende Feldmusik, die tausend Andern, denen sie unwillkommenen Besuch in ihren Wohnungen ankündigte, höchst widrig klang, machte auf ihn, der keinen eigenen Herd hatte, und daher vor unerfreulichen Tischgenossen gesichert war, einen angenehmen Eindruck. Er folgte der Heerschaar zum Wilhelmsplaz, wo die dort aufgestellten fünf Standbilder altpreussischer Helden mit Unmuth anzusehen schienen, daß ein fremdes, bewaffnetes Kriegsvolk in der Hauptstadt des von ihnen ruhmvoll vertheidigten Landes erschien und mit Quartierzetteln versorgt wurde. Jauchzende Gassenbuben erboten sich zu Wegweisern, trabten

lustig, mit den ausgetheilten Panisbrieslein in der Hand, dahin und dorthin vor einzelnen Soldaten her, und glaubten damit ein so verdienstliches Werk zu thun, daß sie dafür von den Hausvätern, denen sie die Gäste zuführten, ein Geschenk verlangten und sich laut über Undank beklagten, wenn sie mit schnöden Worten oder gar noch schlimmer belohnt wurden.

Schon hatte sich beinahe das ganze Regiment zerstreut und eilte nach seinen Quartieren. Nur wenige der Waffemänner entbehrten noch eines Führers und sahen sich darnach um. Einer derselben ging auf Eduarden zu, überreichte ihm sein Quartierbillet und bat um Auskunft, wohin er seinen Weg zu richten habe. Eduard nahm das Blättchen in die Hand und las mit sonderbarer Ueberraschung: „Herr Elias Wipper, Friedrichsstraße No. . . . Einen Mann.“ Zufällig war also der Soldat vor die rechte Schmiede gekommen. Ihm konnte das in Frage stehende Haus Niemand zuverlässiger anzeigen, als der, an den er sich deshalb gewandt hatte.

Gedankenvoll, und noch immer das anziehende Blättchen beschauend und lesend, schritt Eduard quer über den Helldenplatz nach der Mohrenstraße zu, um den Franzosen auf dem nächsten Wege nach Wippers Hause zu leiten. Aber kaum war er bei dem steinernen General Zietzen vorbei, als er, von einem abenteuerlichen Einfall ergriffen, rasch umkehrte. „Wir kommen auf jener Seite näher,“ sprach er zu seinem Begleiter und entfernte ihn im Gegentheil von seinem Quartiere, indem er ihn die Wilhelmsstraße hinauf, unter den Linden entlang, am Lustgarten vorbei, über den Schloßplatz hinweg, bis in die Mitte der Königsstraße führte. Der Franzose, der von einem langen Marsch ermüdet und hungrig und durstig war, fragte jetzt mit ei-

niger Ungeduld, ob sein Quartier noch weit entlegen sey. „Wir haben noch kaum den halben Weg zurückgelegt, mein Freund!“ antwortete sein Irrwisch. „Aber lassen Sie uns hier eine Station machen und ein Glas Wein zusammen trinken.“ Ein solches Anerbieten schlägt kein Franzmann aus. Sie gingen also mit einander in die nächste Weinstube.

Hier ließ Eduard seinem Gast eine Flasche guten Franzwein auftragen, und als diese getrunken war, eine zweite folgen. Der Soldat dachte bei diesem Zeitvertreibe nicht weiter an sein Quartier; aber Eduard desto mehr. Er stand auf, bezahlte in der Nebenstube die Zeche, schlich mit dem Quartierbillet, das er an sich behalten hatte, aus dem Hause und überließ den Soldaten, der indessen bei seinem flüssigen Landsmanne ruhig sitzen blieb, dem verdrießlichen Schicksale, am Ende nicht zu wissen, wohin er sein Haupt legen sollte.

Eduard kaufte im nächsten Bandladen eine dreifarbige Cocarde und flog dann zu seinem vertrautesten Freunde. „William, bester William!“ rief er, „schaff mir sogleich einen alten dreieckigen Hut, einen grauen Mantel, einen Tornister, einen Säbel und eine Muskete!“

William, ein ernster, bedachter Rechtsgelehrter, sah ihn mit großen Augen an, und es ward ihm bei diesen seltsamen Forderungen etwas unheimlich zu Muthe.

„Du hältst mich für wahnsinnig;“ sagte Eduard: „ich bin aber eben heute recht klug. Sieh einmal dieß Quartierbillet! Ich hab' es einem französischen Soldaten abgelistet, und mit Hülfe dieses mächtigen Talismans will ich in Wippers feste Burg eindringen und, ihm zum Troß, Julien sehn.“

William bestritt dieses Wagestück als gefährlich; aber

sein Freund war gegen alle Einwendungen taub und drang auf kriegerische Ausrüstung. Es mußte Rath geschafft werden. Ein alter Sarraß und eine Flinte waren im Hause vorhanden. Den Hut, den Mantel und den Ranzen kaufte Williams verschwiegener Bedienter in einer Trödelbude, deren Inhaber ihn nicht kannte. Alle drei Stücke hatten zu ihrem Zweck ein treffliches Ansehen. Besonders war der Hut ein so plattes und brandgelbes Wesen, und griff, wenn man ihn auf den Kopf setzte, so fest nach den Schultern hinab, daß man darauf geschworen hätte, er müsse viele Jahre lang in einem französischen Linienregimente gedient haben. Als sich Eduard damit bedeckt, den kurzen Mantel mit Ärmeln angezogen und sich überhaupt in marschfertigen Stand gesetzt hatte, erhob William, so still und ernsthaft er sonst war, ein ausgelassenes Gelächter und Händeklatschen, und sagte: „Wahrlich, du siehst aus, als hättest du schon in dreißig Schlachten gefochten!“

So kam die Abenddämmerung heran: der Zeitpunkt, den Eduard erwartet hatte. Er machte sich nun auf den Weg in sein romantisches Quartier, nachdem er zuvor seinen Freund beschworen hatte, ihn nicht zu verrathen. Schon sah er Wippers Haus von Weitem, als er noch einen Knaben, der ihm begegnete, zum Wegweiser aufrief, um sich durch diese Geleitschaft vollends ganz das Ansehen eines wildfremden Menschen zu geben.

„Aber Monsieur schenken mir doch etwas?“ sagte der Knabe.

„Das ist des Wirths Schuldigkeit!“ antwortete Eduard, der sich gleich an der Thür einen lustigen Auftritt zubereiten wollte.

„Ach, lieber Monsieur, die Wirthe geben nichts?“ versetzte der Kleine.

„Mordio! sie geben nichts?“ fuhr Eduard auf. „Ist's etwa den deutschen Philistern keine Ehre, einen französischen Soldaten zu beherbergen? — Fordre du herzhast ein Trinkgeld! Es muß dir werden.“

Es versteht sich, daß er diese Worte nicht, wie ein geborner Deutscher, leicht und glatt hinsprach, sondern schwerfällig und gebrochen, wie sich Ausländer gewöhnlich vernehmen lassen.

So kamen sie ans Haus. Der Knabe zog die Klingel. Es währte eine geraume Zeit, ehe sie ein paar Pantoffeln die Treppe herab schlarsen hörten. Eduard erschütterte jetzt, wie ein ungeduldiger Bramarbas, mit seinem Musikdonner die Hausthür.

„Ho! ho!“ rief inwendig die alte Köchin Rebecka. „Ist das wüthende Heer draußen?“

Murrend schob sie drei Riegel zurück, schloß auf, öffnete jedoch die Thür nur so weit, daß sie ihr Lämpchen auf Kundschaft hinaus schicken konnte.

„Einquartierung!“ sagte der Knabe, und Eduard stieß die ungasfliche Thür angelweit auf.

„Herr meines Lebens!“ seufzte Rebecka. „Hat denn das Elend nimmer ein Ende?“

„Ein Trinkgeldchen, werthe Madame!“ flüsterte bittlich der Wegweiser.

„Da hast du eins!“ schnob sie und schlug grimmig nach ihm. Aber der behende Bursch, der sich schon auf solche Münze gefaßt hielt, zog seinen Kopf unberührt zurück.

„Sehen Sie, Monsieur!“ sprach er kläglich. Eduard reichte ihm ein Stück Geld. Er sprang vergnügt damit fort.

Mit finsterem Gesicht und zornigem Gerassel brachte Rebecka die Schlösser und Riegel wieder in Ordnung und

schlappte murrend die Treppe hinauf. Eduard folgte ihr mit unruhigem Herzklopfen. Sie ging nach der herrschaftlichen Wohnstube, trat hinein, ohne mit ihm über den Vortritt zu complimentiren und sagte: „Schöne Wirthschaft! Da führt uns der Teufel noch in stockfinsterer Nacht Einquartierung auf den Hals!“ — Herr Wipper, der im Schlafrock und mit einem Lichtschirm über den Augen an seinem Schreibtische saß, erhob sich wild und griff mit unhöflicher Hastigkeit nach dem Quartierbillet, das ihm Eduard darreichte. Und indem sich dieser zugleich in französischer Sprache entschuldigte, daß er noch so spät die Ruhe des Hauses störe, trat Julie, mit einem Lichte in der Hand, durch eine Nebenthür herein und erschrak über die bekannte Stimme, die unter dem fremden, häßlichen Hute hervortönte, so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß und zurückfuhr.

„Liebchen, entseze dich nicht!“ sagte Herr Wipper. „Wir müssen diese Landplage mit christlicher Geduld ertragen.“

Eduard zog den entstellenden Filz ab und verbeugte sich gegen Julien. Sie kannte ihn. Ihr Gesicht erglühete. Er aber, um des Vormunds Aufmerksamkeit von ihr abzulenken, wandte sich schnell wieder zu Jenem und ängstigte ihn mit einem Schwall französischer Worte.

„Schon gut!“ rief Elias mit abwehrender Hand. „Ich verstehe Seinen Wischwasch nicht.“

„Ich aber verstehe Ihre Sprache!“ versetzte Eduard deutsch.

„So?“ sagte der Vormund, etwas unangenehm überrascht.

„Das ist auch kein Wunder;“ fuhr Jener fort. „Wir gehen ja lange genug in Deutschland ein und aus.“

„Ihr bezahlt aber Eure Sprachmeister übel!“ sagte Wip-

per. „Doch wozu das hohle Geschwätz? — Rebecca, bringe Sie den Menschen in sein Behältniß!“

Julie hatte Mühe, sich in gleichgültiger Fassung zu erhalten. Edwards Verwandlung in einen gemeinen französischen Soldaten war ihr ein banges Räthsel. Um sie so viel als möglich zu beruhigen, ließ er, indem sich der Vormund jetzt wieder an seinen Schreibtisch setzte, einen heitern Trostblick zu ihr hingleiten und folgte dann der vor ihm her wandelnden Lampe, die ihn in ein wüstes und unsauberes Kämmerlein führte. Doch er nahm das Nest ohne Widerspruch in Besitz.

„Begehrt man heute noch etwas?“ brummte die Alte verächtlich.

„Nichts, als Wasser und Tinte!“ sagte Eduard.

Herr Wipper, der indessen befürchtet hatte, daß Küche und Keller stark in Anspruch genommen werden würden, war seelenfroh, als ihm die Köchin diese Antwort überbrachte. „Das muß ein Gelehrter seyn!“ rief er aus. „Nun, wenn er morgen ohne Frühstück wieder fortgeht, so kommen wir dießmal mit einem blauen Auge davon.“

Eduard hatte seinen Tornister mit Speisen und Wein gefüllt und konnte daher auf hauswirthliche Beköstigung leicht Verzicht thun. Rebecca versah ihn hurtig mit Wasser und Tinte, damit er sich nicht etwa bei längerem Verzug anders besinnen sollte. Er hingegen erfreute sie jetzt noch sogar durch die Erklärung, daß er keines Frühstücks bedürfe. Diese Höflichkeit erwiderte sie mit dem freundlichsten Anwunsch einer guten Nacht.

Er setzte nun für Julien die Geschichte seines Soldatenspiels auf und schloß mit der Betheuerung: er werde diese Maske nicht eher ablegen und aus dem Hause weichen, bis er die Genehmigung ihrer Heirath von dem Oheim

und dem Vormund erzwungen habe. Mit diesem Blatte stellte er sich an die halbgeöffnete Thür und erwartete mit Zuversicht, daß Julie bald eine schickliche Gelegenheit ergreifen würde, sich auf dem Gange sehen zu lassen.

Er hatte nicht falsch gerechnet. Sie kam, als hätte sie da ein häusliches Geschäft zu verrichten; ihre Augen suchten und fanden den Laurer; doch da sie, wegen der Nähe des Vormunds, keinen Laut wagen durfte, so drückte sie blos durch Geberden ihre Verzweiflung aus: denn sie glaubte wirklich, Eduard habe sich bei der feindlichen Armee anwerben lassen. Aber mit lachendem Gesichte flog er ihr entgegen, reichte ihr das Blatt und schlüpfte mit leisen, unhörbaren Schritten in seine Kammer zurück.

Die Nacht hatte für ihn bleierne Flügel und bestrafte einiger Maßen seinen Muthwillen. Er brachte sie schlaflos und unbequem auf einem Stuhle zu, weil er sich nicht entschließen konnte, von dem vorhandenen Bette, dessen Beschaffenheit nicht einladend war, Gebrauch zu machen. Am Morgen sagte er zu Rebecke: sein Regiment habe in Berlin einige Kasttage; er werde aber den Herrn Wirth in keine Unkosten setzen, sondern immer auffer dem Hause speisen. Wipper konnte sich über diese Großmuth, als sie ihm von seiner Köchin gemeldet ward, nicht genug verwundern. „Dieser brave Soldat,“ sprach er schmunzelnd, „ist ein seltener Phönix, den ich bis ans Ende des Krieges bei mir zu haben wünschte, wenn ich nämlich dadurch von andern unartigen Gästen befreit bliebe.“ —

Eduard ging aus, um bei seinem Freunde zu erfahren, ob ihn der Oheim (der ihn als seinen Hausgenossen sogleich vermist haben mußte) dort gesucht habe. Ehe er aber noch Williams Wohnung erreichte, kam ihm Herr Rohrdommel auf einem Miethpferde entgegengesprengt

und hätte ihn bei einem Haare, ohne ihn zu kennen, über den Haufen geritten. Neben ihm jagte ein Polizeidiener, den er aufgefördert hatte, ihm seinen verlorenen Neffen suchen zu helfen. Sie waren im Begriff, den Thiergarten zu durchstreifen und in Charlottenburg Hausfuchung zu halten, weil sich Eduard bisweilen an diesen Orten vergnügte.

In einer andern Straße stand der Soldat, den er Tages vorher auf Irrwegen geführt hatte, im Kreise einiger Kameraden und sprach sehr lebhaft mit ihnen. Eduard verhüllte sich das halbe Gesicht mit dem Taschentuche, als hätte er Zahnschmerzen, und trat dann feck zu der kleinen Gesellschaft, die ihn für einen ächten Kriegsmann hielt und sich seinen vertrauten Zutritt unbedenklich gefallen ließ. Sein Weingeist hatte eben erzählt, wie er ums Quartierbillet gekommen war, und schilderte nun das ihm daraus entstandene Ungemach. „Ich saß bis Abends um zehn Uhr im Weinhause,“ sprach er, „und wartete wie ein Narr auf den Narren, der mich dort im Stiche gelassen hatte. Wo sollt' ich nun mein Quartier suchen? Ich hatte den verdammten Zettel nicht angesehen, wußte weder Straße, noch Haus, noch Wirth, und irrte so die halbe Nacht in der Stadt umher. Niemand nahm mich ein; niemand gab mir einen Bissen Brod. Endlich ward ich von der Kundsche aufgefunden. Ich mußte bis an den Morgen in der Hauptwache bleiben und komme jetzt aus dem Einquartierungs-Bureau, wo ich nach vielen Weitschweifigkeiten und Verweisen ein neues Billet erhielt. Man warnte mich derb, es besser in Acht zu nehmen: und wahrlich! nicht der Kaiser soll mir's eher anrühren, bis ich Dach und Fach habe!“

Der horchende Unglücksvogel griff in seine Tasche, gab

dem armen Schlucker einen harten Thaler, und murmelte aus dem Tuche hervor: „Kamerad, ich fand dieß Geld vorhin auf der Gasse; nimm es hin und ertränke deinen Verdruß in Wein!“ Das gesagt, entfernte er sich schnell. Die Franzosen sahen ihm, wie einer Wundererscheinung, mit sprachlosem Erstaunen nach.

Er eilte zu William. „Du hast mir eine sehr unruhige Nacht zugezogen;“ sagte Dieser. „Gegen zwölf Uhr, als ich eben zu Bett gehen wollte, stürmte die Hausglocke. Es ward zugleich mit Hand und Fuß an die Thür gedonnert. Kurz darauf stürzte dein Oheim zu mir herein und fragte keuchend, ob du hier seyst, oder ob ich deinen Aufenthalt wisse. Ich sagte nein. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, brach in ein Jammergeschrei aus, riß mich unwiderstehlich mit sich fort, setzte zehn oder zwölf Kaffee- und Weinhäuser, wo er dich zu finden glaubte, in Alarm und rief zuletzt die Polizei zu Hülfe: denn er ließ sich nun nicht ausreden, daß du unter Räuber und Mörder gefallen seyst. Ich machte mich jetzt von ihm los; aber der gute, von Angst und Kummer gefolterte Mann dauerte mich in einem solchen Grade, daß ich ihm beinahe den ganzen Handel entdeckt hätte.“

„Das wär' ein schönes Freundschaftsstück gewesen!“ rief Eduard.

„Nun, ich habe geschwiegen;“ sagte William. „Aber ich bitte dich, wie weit willst du die Geschichte treiben? Soll sich dein Oheim über dich zu Tode grämen?“

„Nein, er soll nur so geschmeidig werden, daß er in meine Verbindung mit Julien willigt.“

„Und dahin denkst du den Ehesind auf diesem Wege zu bringen?“

„Unfehlbar, wenn du nur noch vier und zwanzig Stunden reinen Mund hältst.“

„Wohl! das soll geschehn. Bestürmt er mich aber dann noch einmal in solcher Verzweiflung, wie in der vorigen Nacht, so kann ich durchaus nicht länger schweigen.“ —

Eduard pflegte nun seines Leibes durch Speise, Trank und Schlaf, und rüstete sich so zu der langweiligen Nachtwache, die ihm auf einem harten Stuhle bevorstand. Als er aber in sein Quartier zurückkam, führte ihn Rebecka in ein nettes Stübchen, wo ein gutes Bett für ihn aufgeschlagen war. Er fragte nach der Ursache dieser Veränderung. „Der Herr hat's selbst so angeordnet,“ antwortete Rebecka. „Unser Soldat, sagt' er, ist ein Mensch von feinen und bescheidenen Manieren, und vermuthlich hübscher Leute Kind: wir wollen auch ein Uebrig'es thun, sagt' er, und ihn besser quartieren und betten, als seine Vorgänger, die manchmal gern unser Hab' und Gut auf Eine Mahlzeit verschlungen hätten. Und wie nun der Herr das gesagt hatte, da war's eine Lust zu sehen, wie gefällig Mamsell Julie Kisten und Kasten aufschloß, Bett- und Leinwandzeug herausgab, und hier im Stübchen alles selbst mit schichten und richten half. Ja, Herr, darauf können Sie stolz seyn! Das liebe Kind hat bis jetzt noch keinem Einquartierten zu Gefallen einen Finger geregt.“

„Biel Ehre für mich!“ sprach Eduard. „Mamsell Julie ist wahrscheinlich die Tochter des alten Herrn?“

„Ei bewahre!“ versetzte Rebecka mit einer wichtigen Miene. Darauf sah sie sich um, ob jemand horche, trat näher und flüsterte ihm traulich ins Ohr: „Nicht seine Tochter — seine Braut! Sie zimpert zwar noch ein wenig, wie die jungen Mädchen thun; doch die Sache wird richtig,

und wenn Sie noch eine Weile in Berlin bleiben, so können Sie mit bei der Hochzeit seyn.“

„Das hoff' ich,“ erwiderte Eduard.

Sie bot ihm jetzt Ehren halber ein Abendessen an. Er dankte dafür. Sie trat vergnügt ab, kam aber bald wieder und sagte: Herr Wipper trage großes Verlangen, mit ihm ein wenig zu plaudern, und bitte um seinen Besuch. Er folgte fröhlich der Einladung, und hatte das so lange entbehrte Glück, zwei Stunden lang in Juliens Augen wie in einen Himmel zu blicken. Es ward viel Liebes und Gutes mit den Augen gesprochen: die mündliche Unterhaltung aber führte Herr Wipper mit nichts als Klagen über die Unerfättlichkeit der bisher gehaltenen Einquartirung. Dagegen überhäufte er seinen gegenwärtigen Gast mit Lobsprüchen, und ließ sich nicht träumen, daß ihm sein gepriesener Held mehr Verdruß machen würde, als alle die andern, über die er sich bitter beschwerte.

Als Eduard am folgenden Morgen ausging, flammten an allen Straßenecken feuerfarbene Bogen Papier vom größten Formate, auf welchen gedruckt stand:

**Funfshundert Thaler zu gewinnen!**

Es wird seit vorgestern ein junger Mensch vermißt — (Hier folgte eine ausführliche Beschreibung von Eduards Gestalt und gewöhnlicher Kleidung.) Wer von ihm sichere Nachricht geben kann, empfängt obgedachte Belohnung bei

Daniel Rohrdommel.

Denselben Aufruf fand Eduard bei William in der Zeitung, mit dem erfreulichen Zusatz: „Wenn sich der junge Mann, den sein Oheim mit dem größten Leidwesen vermißt, noch am Leben befindet, so wird ihm die unbe-

dingte Bewilligung aller seiner Wünsche, ohne Ausnahme, hiermit öffentlich zugesichert.“

„Triumph! mein Spiel ist gewonnen!“ rief Eduard. „Nun, Freund, geh hin zu meinem lieben Oheim und sag ihm: ich sey aus Verzweiflung über seinen Weiberhaß, der meiner Verbindung mit Julien bisher im Wege gestanden, Soldat geworden, und habe mich in Wippers Haus einquartieren lassen.“

„Nichts als Finten und Ränke!“ murrte William. „Du kennst meine Abneigung dagegen, und wozu sind sie noch nöthig? Dein Oheim hat ja in der Zeitung erklärt, daß er deine Wünsche erfüllen wolle.“

„Das ist mir nicht genug!“ versetzte Eduard. „Er muß mich in dieser traurigen Verfassung sehen, muß sich im Geiste vorstellen, wie ich heut oder morgen in die Schlacht ziehe und vom Donner der Geschütze niedergeschmettert werde. Dann bewilligt er alles, und heirathete wohl selbst auf der Stelle, wenn ich durch kein anderes Mittel zu retten wäre. Weiß er mich aber außer Gefahr, so tritt er, wie man zu sagen pflegt, auf die Hinterbeine, und es bleibt alles beim Alten.“

„Das fürcht' ich ohnedieß;“ sagte William. „Der Oheim wird sich durch dein Blendwerk nicht täuschen lassen.“

„Er wird es!“ sprach Eduard fest. „Er ist kein sonderlich verschlagener Kopf, und versteht sich von mir keiner Ränke, weil ich bisher, ohne Ruhm zu melden, immer ehrlich und aufrichtig mit ihm umging.“

William ließ sich hierauf bewegen, den Gang zum Oheim zu thun, und Eduard begab sich stracks wieder in sein Quartier, um dort die Lösung des Knotens zu erwarten.

Nach Verlauf einer Stunde hörte er im Hause die Stimme des Oheims. Er fragte hastig nach dem ein-

quartierten Soldaten und wollte vor Ungeduld zu allen Thüren hinein, ungeachtet ihm Rebecca zehnmal die rechte zeigte. Eduard warf sich schnell auf einen Stuhl, und legte, wie tiefsinnig, den Kopf auf die Sorgensäule des Armes.

„Unglückskind!“ schrie Herr Rohrdommel, indem er mit offenen Armen hereinstürzte. Eduard fuhr auf, wie ein Träumender, und seufzte tief. Der Oheim drückte ihn an seine Brust und vergoß Ströme von Thränen. „Lieber, böser Junge, ich danke Gott, daß ich dich wieder sehe!“ sprach er schluchzend. „Aber in welcher elenden Knechtsgestalt find' ich dich hier! Hast du denn wirklich, als gemeiner Soldat, zur Fahne des Feindes geschworen?“

„Ja, Herr Onkel, schon vorgestern.“

„O weh! o weh! warum hast du mir das gethan?“

„Ich suche den Tod; ich kann ohne Julien nicht leben.“

„Weibernarr! Jungfernknecht!“ brauste Rohrdommel auf und stieß ihn von sich. „Geh zum Teufel, laß dich todtschießen, du bist keines bessern Schicksals werth!“ Er lief bei dieser Verwünschung wie unsinnig auf und ab, schlug Schnippchen mit den Fingern, warf den Hut auf den Kopf und riß die Thür auf, als ob er im Zorne fortrennen wollte. Doch plötzlich fiel er seinem Neffen wieder um den Hals und rief: „Nein, nein, ich lasse dich nicht! Ich muß dich wieder haben, und soll mich's Haus und Hof kosten!“

„Das rettet mich nicht, lieber Onkel! Aber einige Federzüge geben mich Ihnen zurück.“

„Goldjunge, Papier her! Ich will zehn Rieß voll schreiben. Sage nur was?“

„Eine feierliche Bewilligung für mich, das Mädchen zu heirathen.“

„Pah! was werden die französischen Generale darnach fragen!“

„Allerdings! Denn ich nahm Dienste unter der Bedingung, daß ich in diesem Falle sogleich meinen Abschied wieder erhielt.“ —

Mit rollenden Augen und wilden Schritten durchkreuzte Herr Rohrdommel von neuem die Stube, und schnalzte dazu mit den Fingern. Indessen nahm Eduard, wie aus langer Weile, sein Gewehr in die Hand, zog den Hahn auf, setzte ihn wieder in Ruhe, und ließ den Ladestock in den Lauf hinabflirren.

Dieses stumme Spiel dauerte einige Minuten. Dann rief der Oheim mit troziger Stimme: „Papier her!“

„Sie wollen mich also glücklich machen?“ sprach Eduard freudig.

„Ja, auf vier Wochen! — Dann wird der geplagte Ehemann zum zweiten Mal unter die Soldaten laufen, um nur von der Frau wieder loszukommen.“

Eduard lachte; doch des Oheims ernstes Gesicht schien versteinert, und heftig rief er nochmals: „Papier her!“

„Gleich, bester Onkel! Lassen Sie uns aber zuvor mit Juliens Vormund unterhandeln; denn auch dessen schriftliche Genehmigung muß ich bei dem Regimente vorzeigen.“

„Und wenn er sie verweigert? Was wird dann?“

„So bleibe ich Soldat und ziehe morgen gegen die Russen.“ —

Der gute, leichtgläubige Mann, der schon einen Schwarm Kosaken auf seinen Liebling ansprengen sah, eilte fort nach dem Zimmer des Vormunds und brach ohne Anklopfen hinein. Herr Wipper und Julie, die eben bei Tisch saßen, erhoben sich bestürzt. „Gefegnete Mahlzeit, alter

Freund!“ rief Rohrdommel. „Ich kann Euch nicht helfen, ich muß Euch stören; mein Anbringen leidet keinen Verzug.“

„Und worin besteht es denn?“ fragte Wipper.

„In der kurzen und runden Bitte, Eure Mündel dem Burschen da zur Frau zu geben.“ —

Der Vormund erstarrte zu einer Säule und sah dem Freiwerber steif in die Augen.

„Macht geschwind! Euer Essen wird kalt.“

„Wohl wahr!“ sagte Wipper mit einem sehnsüchtigen Blick nach der Schüssel. „Drum scheint mir Euer Scherz sehr zur Unzeit angebracht.“

„Ei, zum Teufel! wer scherzt denn?“

„Wer kein Narr ist!“ versetzte der Vormund ganz barsch. „Denn nur ein Narr könnte im Ernst von mir fordern, ein Mädchen mit zwanzig tausend Thalern einem fremden, gemeinen Soldaten an den Hals zu werfen.“

„Nun, ich bin der Narr!“ schrie Rohrdommel. „Ich fordre das im Ernst, und ich rath' Euch, Alter, sprecht mir nicht verächtlich von meinem Neffen!“ —

Ein schrecklicher Blitzstrahl erhellte jetzt dem Vormunde das Dunkel der Geschichte. Er sah mit Entsetzen, daß der Wolf in den Schaafstall geschlichen war, und sträubte sich mit den heftigsten Worten und Geberden, ihm das geliebte Lämmchen zu überlassen. „Und wollt' ich auch einwilligen,“ sprach er am Ende, „so bin ich doch fest überzeugt, daß die verständige Julie die Hand des jungen Abenteurers ausschlagen und sich lieber mit einem gesetzten Manne von reiferem Alter verbinden wird. Nicht wahr? mein Liebchen!“

Er blickte sie bei diesen Worten zärtlich an und streichelte ihr die Wangen; aber sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort!“ sagte Rohrdommel.

„Ja, ich sehe wohl, ich bin verrathen und verkauft!“ rief Elias. „Aber ich will mich als Vormund in meiner ganzen Macht zeigen. Ich gebe zu der abgefarteten Heirath durchaus nicht mein Jawort.“

„Das wollen wir wohl sehn!“ schrie Rohrdommel, und faßte ihn an der Brust und schüttelte ihn. „Ihr müßt Ja sagen! Ihr habt nichts Erhebliches einzuwenden! Und wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zum Ziele legt, so gehen wir mit einander vor Gericht, und Eure Hartnäckigkeit soll Euch theuer zu stehen kommen!“

Elias stuzte, doch kam das streitige Ja noch nicht bei ihm zum Durchbruch. Rohrdommel, glühend wie eine Feueresse, packte ihn auf's neue, zog ihn gewaltsam in einen Winkel und raunte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, die plötzlich sein Gesicht mit der Farbe des Schreckens überzogen und eine völlige Sinnesänderung bei ihm bewirkten. Man weiß nicht eigentlich, was ihm der Hiskopf ins Ohr blies; aber es läßt sich vermuthen, daß es Drohungen waren, die auf geheime Gaunerkniffe, wovon der habgierige Geldkauß in frühern Jahren nicht ganz rein gewesen seyn soll, Bezug hatten. Kurz, das Nothmittel (das man übrigens nicht loben kann) schlug an, und die beiden Alten entwarfen und unterschrieben sofort eine Urkunde, worin sie in den bündigsten Ausdrücken ihre Einwilligung zum Eheverein der Liebenden erteilten.

Mit diesem Blatte lief der Scheinsoldat fort, um es dem Vorgeben nach seinem General vorzulegen und sich den Abschied ausfertigen zu lassen. Die Regimentskanzlei war bei William. Da ward ein förmlicher Abschied in französischer Sprache geschmiedet, mit erdichteten Namen un-

terzeichnet, und Williams großes Notariatsiegel, auf welchem sich zufällig ein Adler befand, darauf gedrückt. Die alten Herren, die kein Wort Französisch verstanden, und die lateinische Umschrift des Siegels nicht lesen konnten, waren leicht zu umnebeln, und nickten leichtgläubig mit den Köpfen, als ihnen Eduard den vorgebliehen Entlassungsbrief zeigte. Dem raschen Oheim war es schon genug, daß er den theuren Neffen, der seine Maskentracht bei William abgelegt hatte, in bürgerlicher Kleidung zurück kommen sah. Er sprang wie ein fröhliches Kind ihm entgegen und erdrückte ihn beinahe vor Freuden in seinen Armen.

So wurden Eduard und Julie ein Paar, und die junge schöne Frau that bald nach ihrer Verheirathung Zeichen und Wunder, indem sie den rauhen Weiberfeind so von Grund aus bekehrte, daß er ihr bis auf den heutigen Tag ordentlich den Hof macht. Er, den man sonst nie in Gesellschaft eines Frauenzimmers sah, lustwandelt oft mit ihr Arm in Arm unter den Linden; und neckt ihn darüber ein Bekannter, so sagt er: „Ich war ein ungerechter Thor, daß ich ohne Einschränkung ein Geschlecht haßte, das freilich zum Theil aus bösen Sieben besteht, aber dagegen auch wahre Engel aufweisen kann. Denn bei Gott! wer ein so treues, gutes häusliches Weib hat, wie mein Neffe, der könnte mitten unter den Geistern des Himmels nicht glücklicher seyn.“

---